

Laudatio auf den Kunstpreisgewinner Bernd Liebisch mit seinem Gewinnerbild „Gleiszugang“ (2020)

Bernd Liebisch, geboren 1963 in Aschaffenburg, ist in der näheren Region kein Unbekannter. Bereits im Jahr 2008 nahm er am Kunstpreis der Stadt Marktheidenfeld mit dem Thema „Runde Sache“ teil. Damals widmete er sich dem Blick auf das alte Marktheidenfelder Rathaus, der heutigen Volkshochschule, mit der benachbarten barocken Kirche St. Laurentius. Das Aquarell „Rund geblickt“ stellte den Versuch dar, all das Gesehene und seine Perspektiven in ein Bild zu fassen. Der daraus resultierende Effekt ist eine Krümmung bis zum fast vollständig geschlossenen Kreis; ähnlich dem aus der Fotografie bekannten „Fischaugeneffekt“. Dieses völlig andere Sehen von Altbekanntem überzeugte das Publikum und Bernd Liebisch gewann in der zugehörigen Ausstellung im Franck-Haus direkt den Publikumspreis.

Doch auch danach ließ Liebisch die schöne Stadt am Main mit ihrer Fülle an historischer Bausubstanz nicht los. Gerade die letzten Jahre verbrachte er wieder vermehrt Zeit in Marktheidenfeld und dem nahen Amorbach. Es entstanden neue Aquarelle, die der Öffentlichkeit ab Juni dieses Jahres erstmals in Ausstellungen in seiner Heimatstadt Aschaffenburg vorgestellt werden. In dieser Verbundenheit zur Region, dem Wachen Auge für ihre künstlerischen Qualitäten und dem Kulturbetrieb, ist es deshalb geradezu konsequent, dass Liebisch auch 2020 wieder am Kunstpreis teilnahm und überzeugte.

Bernd Liebischs Weg zum Künstler begann früh. Durch die malerischen Tätigkeiten seines Vaters, von dem großartige surrealistische Spätwerke noch heute in Liebischs Atelier schlummern, war er vom Kindesalter an stetig mit der Kunst in Berührung. Zunächst erprobte er sich als Zeichner, der sich realistischen Porträts und Menschenzenen widmete. Die Freundin seines Bruders, Fotos von Sophia Loren, er selbst im verzerrten Porträt durch den Blick auf eine Metallkugel - nichts blieb vor Bernd Liebischs Bleistift sicher, den er immer weicher und sicherer führte.

Besonders inspirierte ihn das Ausloten der verschiedenen möglichen, fein abgesetzten Grauwerte. Bei all seinen Übungen die realistische Zeichentechnik weiterzuentwickeln, die in einem äußerst weichen, flächigen Stil mündeten, ließen ihn jedoch die surrealistischen Elemente seines Vaters nicht los. Aus dem Stiel eines Weinglases kann da schon einmal ein Baum wachsen, das erwähnte „Selbstbildnis mit Metallkugel“ von 1979 ist ein selbstredendes Beispiel. Von 1974 bis 1983 besuchte Liebisch zudem das Aschaffener Gymnasium, wo Kunstlehrer wie Gunter Ullrich, bei dem Liebisch später einen Leistungskurs und sein Abitur absolvierte, die junge Begeisterung für die Kunst förderten. Wenn auch nicht ohne Reibungspunkte, wenn etwa der expressionistisch geprägte Ullrich teils wenig für Liebischs Realismus übrig hatte und dem jungen Zeichner ermahnte: „Das sind doch abgemalte Fotos“. Auch wenn dies wie ein Vorwurf des Lehrers klingt: Im Anbetracht dessen, wie wichtig ebenjene Fotografie für Liebischs Werk später noch werden sollte, war er gewissermaßen einer wegweisenden Richtung auf der Spur.

Mit seinem Studium an der Freien-Kunst-Studienstätte-Ottersberg, nahe Bremen, das Liebisch 1985 begann, kam der Pinsel hinzu. Für ihn war die anthroposophisch geprägte Einrichtung eine Schule des Sehens, der technischen Weiterentwicklung und des Abbauens innerer Hemmnisse. Im Gespräch mit dem Künstler stellt sich schnell heraus, dass gerade das Fach der Freien Malerei, mit seiner motivischen Offenheit, für ihn eine große Herausforderung aber gleichzeitig besonders gewinnbringend war. Aus einer gewissen Ratlosigkeit über sein nächstes vorzustellendes Motiv heraus, blickte Liebisch etwa auf die leere Atelierwand. Wie als Schlüsselereignis berichtet er, wie ihm plötzlich die sich bis zu den Augenwinkeln verzerrenden Perspektiven und die vielen Farbtöne, die sich aus Licht und Schatten einer nur scheinbar weißen Wand ergeben, bewusst wurden. Es entstand ein abstrakt anmutendes flächiges Gemälde, auf dem gerade noch der Ansatz einer Neonröhre zu erkennen ist. Sein Malereiprofessor zeigte sich begeistert und der frühere Zeichner Liebisch verstand, was es mit dessen Aufgabe „aus der Farbe heraus“ und „aus dem Sehen heraus“ zu malen auf sich hatte.

Tatsächlich ist Schwarz im anthroposophischen Sinne ja eine Nicht-Farbe, weshalb Liebisch seine vom Bleistift geliebten Grauwerte aus allerlei Farben mischen musste. Der Künstler selbst sagt: „Da habe ich aus dem Grau heraus die Farbe gelernt“. Da liegt der Vergleich mit seiner Leidenschaft für die Musik nicht fern: Im Studium war Liebisch Gitarrist einer Band, deren Stil er selbst als Punk- oder Freejazz bezeichnet. Auch hier lernte er aus schwammigen Ideen und schrammeligen Akkorden die Musikalität herauszuarbeiten und Melodien zu formen; mit Tönen zu malen. Doch genau dieses „Herausarbeiten“ und „Herausschälen“ aus dem Einheitsgrau führte zum gewünschten Ergebnis, der Erkenntnis, dass sich im Farbenmalen mit dem Pinsel so viel Potenzial verbirgt, dass selbst die vermeintliche kahle Atelierwand zum malerischen Ereignis

wird. Dieses neue Sehen, auch im Blick auf Proportionen, Konturen und die Perspektive, führt ihn wieder zu den Zerrungen, die Liebisch seit dem frühen gezeichneten „Selbstbildnis mit Metallkugel“ verfolgen.

Zurück in seiner Heimatstadt Aschaffenburg machte sich Liebisch vor allem mit seinen Aquarellen von Stadt- und Menschenansichten, urbanen und natürlichen Landschaften einen Namen. Kleine taschentaugliche Notizbücher hat er immer bei sich, um geübt und schnell mit feinen Linien interessante Szenen festzuhalten. Sein „Rundherum“-Sehen mit den genannten Zerreffekten, die an das Fischaugenobjektiv der Kamera erinnern, wurde zu seinem individuellen Merkmal, gewissermaßen zum Markenzeichen. Von der Fotografie hielt er sich jedoch lange Zeit ferner als zu seinen Tagen als junger Zeichner, entdeckte sie und ihre Möglichkeiten allerdings in den letzten Jahren wieder neu.

Anlass dafür waren Urlaubsfotos, die er mit der Panoramafunktion schoss. Menschen, die sich auf dem Bild bewegt haben wurden durch die Verarbeitung seines Smartphones verzerrt, tauchten doppelt auf und fügten sich surreal völlig neu in die Landschaft ein. Der Kreis zum schon vom Vater verehrten Surrealismus schließt sich damit gewissermaßen. Wo sich andere über ein misslungenes Bild ärgern würden, erkannte Liebisch nämlich neues Potenzial: Ein stark querformatiges Panorama stand schließlich Pate für ein riesiges Triptychon, das der Künstler für eine Ausstellung in der Kunsthalle Jesuitenkirche Aschaffenburg schuf, das in der Apsis des ehemaligen Gotteshauses zu sehen war. Dieses Werk war der direkte Vorgänger zu dem Bild, das uns heute hierhergeführt hat.

Wir sehen im Zentrum einen Jungen, der eine Treppe hinab schreitet. Mit den Händen in den Taschen, leicht nach vorn gebeugt wirkt er zunächst teilnahmslos, blickt aber dennoch unter seiner Maske zum Betrachter hervor. Eindringlich zieht er uns, als einzig erkennbares Individuum, ins Bildgeschehen. Um ihn herum finden sich weitere eher schemenhafte Gestalten. Ein Mann folgt ihm nach unten, eine weitere Person eilt links in die Gegenrichtung die Treppe hinauf. Gleißend helles Licht fällt von dort in den düsteren Bahnhofstunnel ein, sodass kaum auszumachen ist, wohin sie ihr hastiger „Aufbruch“ führt. In den Glasverwandungen des Aufzugs rechts spiegeln sich weitere glänzende Flächen, Fenster, weitere Bahnsteige, eine ebenso ungewisse Umgebung. Die „Aufbrüche“ haben hier in jeder Weise etwas Unbestimmtes; die Betrachter fragen sich unwillkürlich sofort nach dem Gewesenen, Sein, aber vor allem dem zukünftigen Weg, den Liebischs Protagonisten einschlagen. Darin liegt sicher auch die Spannung, die das Werk ausmacht.

Diese steigert zum einen die dem Bild innewohnende Dynamik. Mit altmeisterlich dünnem Farbauftrag, aber expressiv breit „ausfransendem“ Pinselduktus fängt Liebisch die Bewegungsenergie ein. Zum anderen treibt diese Spannung die brechende Perspektive auf die Spitze. Während das Werk in sich schlüssig scheint, „stört“ die Betrachter dennoch die plötzlich abgewinkelte Treppe, der gebogene Raum, die verzerrten Proportionen: Liebischs Surrealismus, sein ganz individuelles Sehen, und die Nähe zur Situation zwingen die Betrachter sich selbst neu zu verorten, letztlich selbst einen Standpunkt im Geschehen einzunehmen. Der „Gleiszugang“ vereinnahmt - vom intensiven Blick des Jungen bis zu dessen zu erforschender Umgebung.

Wie im erwähnten Triptychon für die Jesuitenkirche, liegt auch diesem Bild wieder eine Fotografie zugrunde, die Liebisch in seine Malerei überführt. Daher rührt sicher auch die Frische in Liebischs Gewinnerbild: Ein schnell geschossenes Foto mit geschultem künstlerischen Blick an einem wuseligen Aufbruchsort als Arbeitsgrundlage. Ein unverfälschtes Festhalten eines Moments, den Liebisch mit seiner Malerei intensiviert. Die Maske des Jungen habe ihn auf dem Foto zunächst gestört, sagt der Künstler. Doch als omnipräsenter Gegenstand unserer Tage, hat auch sie ihre Daseinsberechtigung in Liebischs frischer, bewegter und vor allem aktueller Kunst.

Obwohl das vorhin genannte dreiteilige Werk für die Aschaffener Kunsthalle sowie unser Gewinnerbild in dieser Form und Technik neu in Liebischs Schaffen sind, ist sein Interesse für derartige Szenen kein völliges Novum. Bahnhöfe als Orte des Aufbruchs, mit der Dynamik der sie bevölkernden Menschen, surrealen Effekten der Bewegungsmassen und Raumstaffellungen haben Bernd Liebisch schon seit längerem begeistert. 2016 veröffentlichte er beispielsweise einen ca. 15 minütigen Kunstfilm, den er am Berliner Hauptbahnhof gedreht hat. „Glasmenschen“ heißt dieses Werk, das sich vor allem den Spiegelungen und Bewegungen der Menschen in den modernen Glasflächen widmet. Die atmosphärische Arbeit, unterlegt mit Musik seines Bruders, ist auf YouTube zu entdecken.

Etwas weiter weg von der Aktualität dieser Arbeiten Liebischs, lohnt sich zuletzt noch ein kurzer vergleichender Blick auf die Kulturgeschichte des Menschen- und Landschaftsbildes: Denn ein Künstler, der mit derart offenen Augen durch die Landschaft streift - und ich fasse darunter bewusst auch urbane Landschaften - und das Thema „Aufbruch“ sind seit langem Verbunden. „Aufbrüche“ - positiver wie negativer Natur - hängen ja stets mit einem Umbruch und neuem Weg zusammen, oft in der Hoffnung auf ein neues

Ideal, egal ob es um einen beruflichen Wechsel, Umzug, oder eine Reise geht. Für dieses Ideal, in dem Menschen glücklich in ihrer Umgebung leben und zu dem die Menschen aufbrechen wollen, hat die Kultur der Renaissance gar einen konkreten Ort ausgemacht: Arkadien.

Geographisch ist dieses Arkadien ein Berg- und Hochland im Zentrum der Halbinsel Peloponnes. Mythisch aufgeladene avancierte die Landschaft in der Renaissance und im Barock jedoch zum Sinnbild des so genannten Goldenen Zeitalters. „Ohne Soldaten zu brauchen, lebten die Völker sorglos in sanfter Ruhe dahin. Auch gab die Erde, frei von Pflichten und Lasten, von keiner Hacke berührt, von keiner Pflugschar verletzt, alles von selbst. [...] Ewiger Frühling herrschte, und sanfte Westwinde streichelten mit lauen Lüften Blumen, die ungesät entsprossen waren“, beschreibt Ovid in seinen berühmten Metamorphosen dieses erste Zeitalter, das dem Leben in Arkadien gleicht.

Dessen neuzeitliches Verständnis ist also geprägt von großer Ursprünglichkeit, einem Leben im Einklang mit der gegebenen Umgebung und Völkern, die sich der Muse der Künste und Liebe verschrieben. Arkadien wird Symbol eines paradiesischen Orts, einer Landschaft, der sich die Menschen hingeben können. Dieses inspirierende Ideal, das selbstverständlich zum Streben danach oder „Aufbruch“ dorthin lockt, schlug sich in der Literatur und bildenden Kunst häufig nieder: „Et in Arcadia ego“ – „Auch ich in Arkadien“ findet sich als Schriftzug in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts früh etwa beim italienischen Barockmaler Il Guercino oder in beiden Fassungen von Nicolas Poussins berühmten „Arkadischen Hirten“. Gerade jenes einfache, naturverbundene Volk der Hirten ist im Zusammenhang mit Arkadien oft gegenwärtig. Es lebt gewissermaßen ein humanistisches Ideal der Freiheit und Kunstfreudigkeit - und dennoch, ist es stets bewegt und im Aufbruch befunden.

Diese Hirten, als idealisierte „Aufbrechende“ der Neuzeit, finden eine Grundlage in der Literaturgeschichte. In der frühen Renaissance begründete Jacopo Sannazaro die Gattung des Schäferromans mit seiner 1504 in Neapel erstveröffentlichten „Arcadia“. Diese bukolische Dichtung beschreibt den jungen Sincero. Die politisch schwierige Situation und eine enttäuschte Liebe treiben ihn aus der Stadt Neapel in ein in Italien verortetes Arkadien, wo Hirten- und Dichterfreunde in friedlichem Einklang leben. Doch selbst dort bringt ihn eine düstere Vision dazu in seine Heimatstadt zurückzukehren.

Das vermeintliche Ideal ist also nicht zu erreichen, das wusste der Mensch schon im 16. und 17. Jahrhundert! Oder doch? Und die nötige Interpretation zeigt, dass doch vielmehr der Weg das Ziel ist? Der Mensch ist jedenfalls getrieben zu ständig neuen „Aufbrüchen“, immer neuen Idealen. Das zeigt schon die kurz aufgegriffene und über 300 Jahre alte Landschafts- und Figurenmalerei sowie die Literatur, in deren kulturellen Erbe sich Bernd Liebisch nun bewegt.

Rückschläge, die Neu-„Aufbrüche“ nötig machen, inklusive. Positiver als „Rückschläge“ formuliert sind es dann aber auch Rückgriffe, die Neues möglich machen. Genauso wie Bernd Liebischs kreativer Geist neue Ausdrucksformen sucht und in einer Verbindung von Malen und Fotografie gefunden hat, wie er sie zuletzt als junger Zeichner genutzt hat. Stillstand ist letztlich dann auch das, was dem Werk „Gleiszugang“ am wenigsten zuzuschreiben ist. Und das macht es frisch, aktuell und sehenswert - da kann auch keine Maske, die für den versuchten „Aufbruch“ aus einer Krise steht, von der Dynamik des individuellen Weges nach dem ganz persönlichen Arkadien ablenken. Letztlich ist der Bahnhof ja auch nur ein Zwischenstand dieses Weges: Ob ein eher gebückter, maskierter Junge oder eine ins Licht hastende Person - Bernd Liebisch zeigt uns eine Momentaufnahme genau jener so unterschiedlichen Wege unserer Zeitgenossen und führt uns vor Augen, dass auch wir Teil dieses Weges, des Strebens nach Arkadiens, des stetigen „Aufbruchs“ sind.

Jan Soldin M.A.